

Wann ist man eigentlich »alt«?

Alte Menschen und die Pflege von Tradition und Kunst

Mit dem Wort »alt« verbindet man Erfahrung, Wissen, Geduld, Sicherheit, Zufriedenheit, ein erfülltes Leben, viele Erinnerungen an vergangene Zeiten, Gelassenheit, Erkenntnis – Weisheit.

Eva Wiratanaya

Weisheit ist die allgemein auf Lebenserfahrung und Einsicht beruhende innere Reife, die kluge Überlegenheit im geistigen Sinne. Als Maß aller Dinge beschäftigt sich Weisheit damit, was der Mensch ist, wie viel er wissen kann, was er tun soll und was er hoffen darf. Unzertrennlich mit dem Altern verknüpft, ist sie eine der am meist geschätzten Errungenschaften des Alters, nach der die Menschen seit jeher streben.

Zum Alter gehören jedoch auch Vergänglichkeit, körperliche Reife, Falten, Schwäche, Krankheit, Einsamkeit und Abhängigkeit von der Hilfe Anderer.

Aber wann ist man eigentlich »alt«?

»Alt« ist, wer in der 2. Hälfte des Berufslebens steht

Laut Ergebnissen der modernen Gerontologie hat die individuelle Biographie des einzelnen Menschen die größte Bedeutung auf das Altern und das Altfühlen: Krankheit, Gesundheit, günstige oder ungünstige Lebensumstände beeinflussen den Altersprozess, so dass aus dem kalendarischen Alter eines Menschen allein keine Schlüsse auf seine Leistungsfähigkeit zu ziehen sind. Bezogen auf Erwerbstätige sind laut der OECD-Definition alle Personen »alt«, die in der zweiten Hälfte ihres Berufslebens stehen, aber das Pensionsalter noch nicht erreicht haben. In der westlich-europäischen Gesellschaft arbeitet ein Mensch durchschnittlich bis zu seinem 65. Lebensjahr. Bedingt durch illegale Kinderarbeit und einem mangelhaften Rentensystem arbeiten Menschen in Indonesien hingegen oft von ihrer frühesten Kindheit an bis zu ihrem Tod. Alt, wissend und weise sein sind Werte, die durch die Gesellschaft, in der wir leben, durch unsere Weltanschauung und Religion stark geprägt sind.

In unserer modernen Gesellschaft hat sich in den vergangenen Jahren immer mehr der Trend zur »Ju-

gendlichkeit« durchgesetzt und somit die positiven Werte und schönen Attribute des Altwerdens in den Schatten gedrängt. Zunehmend scheint »alt« als negative Eigenschaft wahrgenommen zu werden. Eine veränderte Familienstruktur, weg von der patriarchalischen Großfamilie, in der Alt und Jung gemeinsam unter einem Dach leben, hin zur städtischen Kleinfamilie, die viel zerbrechlicher ist, hat dazu geführt, dass alte und junge Generationen räumlich getrennt voneinander leben. Ein tägliches Miteinander und Austausch im Alltag ist nicht mehr selbstverständlich, seltener werden die »Alten« von den Jüngeren um Rat gebeten. Diese, bei uns bereits meist verbreitete Lebensstruktur, hat in den letzten Jahren zu einem deutlichen Wandel der sozialen und gesellschaftlichen Stellung alter Menschen geführt und die negative Stellung des »Altseins« gefördert. Alte Menschen können sich nicht mehr auf die Familie als stabile Stütze, Altersversorgung, –sicherung und –schutz verlassen. Auch in Indonesien, wo alte Menschen seit jeher mit Ehrfurcht und Respekt behandelt wurden, Alter für Weisheit und Würde steht, scheint sich die Wahrnehmung des Alters als Wert und Errungenschaft zu verändern. Durch den wirtschaftlichen Aufschwung vor allem in den Touristenzentren und Großstädten, entwickelte sich eine kaufkräftige Mittelschicht, welche westliche Konsummuster übernommen hat und das Alter als Vorbild für die nachfolgende Generation verdrängt.

Die Industrialisierung in den Ballungsräumen hat zu einer Abwanderung der jungen Generation aus den ländlichen Gebieten in die Städte geführt, während die alte Generation in ihren Dörfern zurückbleibt. Ähnlich wie in westlich-europäischen Familienstrukturen beginnt sich auch hier eine räumliche Trennung der Generationen zu vollziehen, bei der sich die Großfamilie auflöst und kein unmittelbarer täglicher Austausch zwischen alter und junger Generation mehr stattfindet.

Ein eigenes Bild von der Situation vor Ort

Die Frage, ob und inwiefern die Pflege von Familientradition, die Überlieferung von Wissen, Riten und

Die Autorin ist Studentin der indonesischen Philologie/ Romanistik.

Bräuchen in indonesischen Familien unter der industriellen, wirtschaftlichen und soziodemographischen Entwicklung leidet, hat mich dazu bewogen, mir ein eigenes Bild von der Situation zu machen und Antworten vor Ort zu suchen.

So reiste ich nach Bali, besuchte mehrere Holzfigurenproduktionsstätten und sprach mit den Besitzern über ihre Arbeit und Motivation. Eine Familie soll hier als Beispiel vorgestellt werden.

Einer von ihnen ist Maskenschnitzer Nyoman Ruke aus Sukawati, Gianyar. Er empfängt mich in der traditionellen Tracht des balinesischen Hindu. Sobald er von seiner Arbeit spricht, sprühen seine Augen vor Lebhaftigkeit. Sein Haus, in dem er mit seiner Frau Wayani und seinem Sohn Wari lebt, ist sein Arbeitsplatz. Hier schnitzt der leidenschaftliche Künstler von früh morgens bis in den späten Nachmittag an seinen Holzmasken. »Wenn ich inspiriert bin, schnitze ich den ganzen Tag. Sobald ich keine Lust mehr habe, lege ich die Arbeit beiseite. Nur so wird meine Arbeit gut« erzählt mir Nyoman. Alle seine Holzmasken sind Unikate und haben einen Namen. »Wenn ich Auftragsarbeiten für religiöse balinesische Feste schnitze, werden die Masken geweiht und sind heilig. Das macht mich stolz.« Wir sitzen im gekachelten Innenhof seines Hauses, es ist angenehm kühl und ruhig. Nyoman sitzt im Schneidersitz auf einem Teppich, eine halbfertige Holzmaske im Schoß und sein Schnitzwerkzeug, ein spezielles Messer, in der Hand. Um ihn herum stehen viele kleine Schalen, einige Stampfer und Plastiktüten mit weißem und rotem Pulver. Er rührt seine Farben zum Bemalen der Masken nach traditionellem Mischrezept selbst an. Über

die Jahre hat Nyoman seine eigene komplizierte Farbmischung entwickelt, deren Zutaten er geheim hält. »Die Farbe ist mit verschiedenen Zutaten veredelt. Deshalb haftet sie gut und hält lange«, erklärt er geheimnisvoll und zeigt mir eine grundierte Maske. Trotz einmaligem Auftrag fühlt sich die Oberfläche bereits glatt an und schimmert im Licht. Nyomans Masken benötigen bis zu zehn Anstrichen, bis die Farbe deckt und glänzt. Pro Monat nimmt er höchstens zwei Aufträge entgegen. Alle Auftragsarbeiten kommen von Einheimischen, an Touristen verkauft Nyoman seine Masken nicht. Für ihn sind seine Masken etwas Besonderes – Kunsthandwerke, in denen er seine persönliche Handschrift verewigt, kein Souvenir oder Mitbringsel. Mit dem Geld, das er durch seine Aufträge verdient, kann er sich und seine Familie gut ernähren, so dass er nicht auf einen billigen Verkauf seiner Masken an Touristen angewiesen ist.

»Ich verkaufe meine Masken nur an Menschen, die die Qualität meiner Arbeit zu schätzen wissen und die Aura der Masken spüren können«, sagt Nyoman selbstbewusst. Immer wieder hebt er seine Maske hoch, wendet sie und begutachtet seine letzten Schnitte im Licht. Er ist vertieft in seine Arbeit, blickt nicht auf, während er mit mir spricht. Sein Sohn Wari gesellt sich zu uns. Seit seiner frühesten Kindheit lehrt Nyoman ihn die Kunst des Schnitzens. Wari wird später einmal sein Haus und die Schnitzwerkzeuge erben, um die Familientradition des topong-Schnitzens weiterzuführen. Am Wichtigsten ist es Nyoman jedoch, dass er sein geistiges Wissen an Wari weitergeben kann. »Nicht das Materielle, sondern das, was ein Schnitzer im Kopf hat, zählt. Ein echter Schnitzer hat eine geistige Schablone seiner Arbeit vor Augen, sobald er mit einer neuen Maske beginnt.«

Oft sitzt Wari einfach nur neben seinem Vater und beobachtet ihn bei seiner Arbeit, um sich seine Schnitztechnik abzugucken und seine Eigene zu verfeinern. Er ist froh darüber, Schnitzer zu werden und kann sich keinen anderen Beruf vorstellen. Gemeinsam verbringen sie viele Stunden im Hof, schnitzend, schweigend, im geistigen Einklang mit ihrer Arbeit. »Schnitzen ist eine Gabe. Ich habe sie von meinem Vater geerbt und mein Sohn von mir,« Nyoman blickt mich ernst an. »Nur wenn ich schnitze, fühle ich mich wirklich frei!«

Der Tag mit Nyoman und seiner Familie hat mich sehr beeindruckt und mir gezeigt, dass trotz industrieller, wirtschaftlicher und sozialer Einflüsse auf die balinesische Bevölkerung traditionelle Familienstrukturen weiterhin existieren, und die Überlieferung von Familientradition und persönliche Werte, wie die Kunst des Schnitzens und des Bemalens von Masken in mühevoller Eigenarbeit gepflegt werden.



Foto: Eva Wiratanaya